

BUCHBESPRECHUNGEN

Literarische Fremdenführung, oder: Zu lange im Westen

Bemerkungen zu einigen neueren Arbeiten über den indoenglischen Roman

LOTHAR LUTZE

I.

Nach K. R. Srinivasa Iyengars unumstrittenem Standardwerk zur indischen Literatur in englischer Sprache, kürzer: indoenglischen Literatur (IEL)¹, liegt nun seit einiger Zeit eine weitere umfangreichere Arbeit zu diesem Thema vor:

M. E. Derrett, *The Modern Indian Novel in English, A comparative Approach*. Collection du centre d'étude du Sud-Est Asiatique 3, Editions de l'Institut de Sociologie de l'Université Libre de Bruxelles, 1966, 196 pp.

Der Titel verspricht vieles, der Inhalt hält manches davon. Die Autorin (Indienaufenthalt 1950–1951) demonstriert intime Kenntnisse der IEL, man begrüßt die Beschränkung des Themas auf die Romangattung und zunächst auch seine Erweiterung ins Komparative, besonders verdienstvoll ist die Bibliographie am Ende des Bandes (pp. 189–195); trotzdem verstimmt die Lektüre. Warum?

Es stellt sich bald heraus, daß die angekündigte ‚vergleichende Betrachtungsweise‘ im wesentlichen auf das Verhältnis zwischen der IEL und den regionalsprachigen Literaturen zielt und die Autorin – trotz der begründeten Warnung Herrn R. Russells, ihres Gewährsmannes für die Urdu-Literatur (p. 38) – zu übereilten und schlecht fundierten Wertungen verleitet. Sie bekennt sich zur Einseitigkeit ihrer Kenntnisse, scheut jedoch nicht vor einseitigen Urteilen zurück. So ist also der IE-Roman „(from what I have been led to believe by experts in the regional languages²) still a more developed form of higher quality than the general run of vernacular novels“ (p. 14); man ist besorgt, daß „those who write exclusively in the regional languages are jealous, suspicious or envious of the writer in English“, ja, man hält dabei „a kind of colonialism in reverse“ nicht für ausgeschlossen (p. 10). So wird die Bengali-Literatur auf vier Seiten erledigt, die Urdu-Literatur auf drei; für die Hindi-Literatur reichen anderthalb, was nicht ausschließt, daß uns unser Freund Prabhakar Machwe unter dem Namen Machure und als prominentes Mitglied einer neuen Gruppe satirischer Schriftsteller begegnet (p. 39) – es sei ihm gegönnt. Weiter wird (p. 14) das Fehlen von Übersetzungen aus den Regionalsprachen beklagt – nicht zu unrecht: da bleibt manches nachzuholen für die Literaturakademie in Neu-Delhi und die gegenwärtige Indologie; aber es heißt die Möglichkeiten eben dieser Indologie,

¹ K. R. Srinivasa Iyengar, *Indian Writing in English*. Asia Publishing House, Bombay etc., 1962, 440 pp.

² Immerhin handelt es sich um Fachleute an der Londoner School of Oriental & African Studies und dem Department for South Asian Studies, University of Chicago (cf. Fußnote p. 14).

der älteren wie der neueren, doch wohl unterschätzen, wenn behauptet wird (p. 146), mit dem IE-Roman seien wir „for the first time in direct communication with an ancient civilization within the unlimited freedom offered by prose fiction“. Wie lange und mit welchem Recht wollen wir vom indischen regionalsprachigen Autor erwarten, daß er auf unsere Unkenntnis seiner Muttersprache Rücksicht nimmt (denn darauf läuft es letzten Endes hinaus), wie etwa der auf p. 151 zitierte (ungenannte) Literat, der meint, „since we cannot expect others to try to understand our achievement in our own terms we have to present it in a language they (the West) can understand“? Wie zuvorkommend; aber wofür hält er seine westlichen Kritiker? Und wer würde solche Zuvorkommenheit je seinen französischen oder deutschen Kollegen zumuten?

Weniger wäre hier, wieder einmal, mehr gewesen – das heißt in diesem Fall: die thematische Beschränkung auf die IEL zum besten der IEL. Ihre wohlwollenden und anglozentrischen Kritiker erweisen ihr einen schlechten Dienst mit der immer wieder vorgetragenen Behauptung, sie sei zu Höherem berufen, sei dazu ausersehen, mit dem Ausland einen Dialog ‚auf höherer Ebene‘, von Elite zu Elite zu führen, und habe daher Anspruch auf besonderes Gehör. Wogegen wir uns wehren, ist allein dieser Anspruch. Doch es wäre töricht, der IEL ihren Platz als eine Literatur unter anderen in Indien streitig machen zu wollen. Ihre historische Funktion als Brücke oder Eingangstor (und welche Bilder man sonst dafür bereithält) sei nicht bezweifelt; doch Brücken werden überquert, Tore aufgestoßen.

Es wird dem Leser inzwischen klargeworden sein, daß Frau Derretts gutgemeintes Buch (sie möge uns das verzeihen) eigentlich nur Anlaß ist, die Problematik der IEL von Grund auf zu überdenken. Angesichts der in der einschlägigen Kritik immer wieder auftauchenden Vor- und Fehlurteile wird es schwer, dies sine ira et studio zu tun.

Auch in ihrem apologetischen Grundton ist die vorliegende Arbeit symptomatisch. Man kennt ihn aus manchen indischen Literaturkonferenzen, war oft genug Zeuge gesprochener oder geschriebener Attacken auf Windmühlen. Als brauchte irgendeine Literatur eine Rechtfertigung ihrer Existenz: es genügt, daß sie da ist.

Aber fragen wir uns, welche Vorwürfe es sind, gegen die man die IEL in Schutz nehmen zu müssen glaubt, von welcher Seite sie kommen und wieweit sie womöglich berechtigt sind.

Nicht, oder nicht mehr, oder nur noch mit größter Einschränkung können wir uns Frau Derrett anschließen, wenn sie behauptet (p. 148): „The use of English, especially in more conservative, more orthodox and more linguistically conscious circles is inevitably associated with the British occupation of India and is still thought of by some as being in some sense a betrayal of the native tradition“, so geläufig diese Behauptung auch sein mag. Abgesehen davon, daß wir auch den IE-Literaten gern zubilligten, daß sie zu den ‚more linguistically conscious circles‘ gehören, sei festgestellt, daß chauvinistische Töne in den ernstzunehmenden Literaturdiskussionen (und nur diese interessieren hier) der sechziger Jahre fehlten. Das Für und Wider geht in diesen Diskussionen längst um Essentielleres, etwa um Wahrhaftigkeit und (damit zusammenhängend) Qualität in der Literatur.

Auch Frau Derrett glaubt (p. 9), es seien „the sincerity of the author and the quality of his work which will concern and attract the reader“. Akzeptieren wir beides, Wahrhaftigkeit und Qualität, als denkbare Grundlage einer Bewertung von Literatur,

so müssen wir konsequent die Motivationen („Weshalb schreibt X?“) und deren Auswirkung auf Inhalt und Stil eines Autors („Was und wie schreibt X deshalb?“) in Frage stellen. Im Falle der IEL sind beide Fragen wenigstens zum Teil in einer dritten vereinigt: „Weshalb schreibt X auf englisch?“

Der Mehrzahl der IE-Romane wird „a purity of motive“ bescheinigt (p. 147). Wie sieht diese Reinheit im einzelnen aus?

Nehmen wir zugunsten der gegenwärtigen IE-Autoren an, sie schrieben nicht mehr, wie ihre Kollegen zu Zeiten Tagores und der Dutts, „to show they had a command of English equal to English-born writers“ (p. 19); denn dieser, gelinde gesagt, etwas abwegige Ehrgeiz führte schon damals nur äußerst selten zu Erfolg und Ansehen. Das literarische Fußvolk, das – so zensiert die gebürtige Engländerin – „imitated English forms and expression admirably could not convey through them the Indian modes of thought and feeling, so that their works lacked the necessary depth and sincerity and were mere imitations“ (p. 20).

Raja Rao schreibt, „because English is his chosen language of intellectual communication“; das klingt besser – aber Kommunikation mit wem? Der literatursoziologischen Statistik bleibt es überlassen, festzustellen, welchen und einen wie großen Leserkreis die Produkte Raos und seiner Kollegen innerhalb Indiens haben und ob sich dieser Kreis wesentlich vergrößert, wenn (wie z. B. von Anands „Coolie“) Übersetzungen in Regionalsprachen vorliegen. Ohne einer solchen Untersuchung vorzugreifen, darf man annehmen, daß ihr Ergebnis niederschmetternd wäre. Dieser Lesermangel wird oft und mit Recht beklagt; wird jedoch dafür der indische Leser verantwortlich gemacht (und auch das geschieht oft), so entsteht die Situation, die, freilich aufs Politische bezogen, am treffendsten Brecht formuliert:

Wäre es da
Nicht doch einfacher, die Regierung
Löste das Volk auf und
Wählte ein anderes?³

Kommuniziert wird demnach nicht, oder – das hängt vom jeweiligen Autor ab – wenigstens nicht in erster Linie, mit dem indischen Volk; und richtig, Raja Rao, erfahren wir, ist zur Zeit „committed to explaining the East to the West“ (p. 19). Dies ist in der Tat das eigentliche Engagement der IEL – wahrscheinlich ein einmaliges literarhistorisches Phänomen: eine ganze Literatur, die für den Export angefertigt wird.

Diese Feststellung will nicht werten, noch weniger verurteilen. Nur ließe sich diese Art von Extroversion schlecht mit einer anderen, vielleicht der entscheidenden Motivation vereinbaren: der Selbstrealisation des Schreibenden (cf. p. 10). Ist der IE-Autor eben als künstlerische Persönlichkeit noch ganz ‚er selbst‘, wenn er während des Schreibens die Leserschaft eines anderen Kulturkreises im Sinn hat? Nicht, daß Frau Derrett dieses Problem entgangen wäre: „These early romances and moral tales conformed to the idealized image of the East presented by those who knew westerners well enough to estimate what would be desirable. Such literature must be ephemeral in that it is too conscious of the reader“ (p. 23). Das ist, trotz allen Unterschieds in Zeit und Niveau, nichts wesentlich anderes, als was Khushwant Singh 1962 für seine eigene Produktion bestätigt: „I do not set about catering for

³ Bertolt Brecht, Buckower Elegien und andere Gedichte. Insel-Bücherei Nr. 810, p. 29.

any particular audience, but as I write in English . . . the consciousness of a reading public not acquainted with India inevitably impinges on one's writing" (zitiert p. 152). Sicher erleichtert uns dieses Bewußtsein die Lektüre; doch je mehr man uns auf solche Weise ,entgegenkommt', desto mehr werden wir das Opfer einer literarischen Fremdenführung. Dafür ein paar Proben aus Anands „Coolie“⁴:

„Ratan had bawled out approbation as the lusty chords of the song lashed his body: ‚Wah, wah! shabash!‘ — as is the custom to do in appreciating Indian music, for the audience is supposed to be an enthusiastic part of the performance, and not a chilly embodiment of external criticism.“

„Munoo bore the girl child on one shoulder, the boy on the other, and looked not unlike Hanuman, the monkey god, who is supposed to have carried Rama and Sita, the hero and heroine of the Ramayana, from Ceylon to Oudh.“

„Yes, Mian Sahib', said Daya Ram, flattering his colleague with a mode of address reserved for high-class Muhammadans.“

Der uneingeweihte Leser mag solche Stellen — IE-Romane sind voll davon — als ‚cultural notes' begrüßen; in die Literatur als Kunst gehören sie nicht, denn dort sind die Interjektionen ‚Wah, wah! shabash!', der Name ‚Hanuman', die Anrede ‚Mian Sahib' Chiffren, deren bloße Nennung im Kontext genügt, um beim Leser die beabsichtigten assoziativen Ergänzungen zur Situation hervorzurufen⁵.

Bleibt, last not least, die wirtschaftliche Motivation. Die meisten IE-Autoren äußern sich dazu nicht gern, wenigstens vor der indischen Öffentlichkeit, als machte hartes Geld indische Hände schmutzig. Nirad C. Chaudhuri's Offenheit zu diesem Punkt erstaunt und informiert. Kapitel VII („The Intellectual as Producer and Seller“) seines 1967 erschienenen Buches „The Intellectual in India“⁶ ist als Fibel für indische Literaturexporteure gemeint. Chaudhuri spricht (eigentlich immer) nur von sich, er ist ein krasser Fall; aber was bei ihm Blüten treibt, findet sich in Ansätzen auch woanders. Natürlich behandelt er das Problem „only as it affects the Indian writer who writes in English and seeks publication in London or New York. I know nothing about publishing in India, and as regards writing in the Indian languages I have become convinced that books written in them do not make any impact which can be called intellectual . . . Even when an Indian writes in English, to be taken seriously, he has to publish abroad. This is due to an egregious snobbery or xenolatry, but the state of affairs has to be reckoned with whatever might be its reason. I am quite sure that had my books been published in India⁷, only a few dozen copies would have sold, whereas coming from London they have sold in thousands“. Weiter empfiehlt er dem Anfänger, er solle sich nicht am Erfolg seiner sechsmal neu aufgelegten „Passage to England“ orientieren, sondern sich klug auf indische Themen beschränken; freilich, da gebe es viele Arten, über Indien zu schreiben, und einige unglückselige und fehlgeleitete Landsleute versuchten, Indien so zu sehen, als wären sie westliche Journalisten. „This in certain cases serves the immediate

⁴ Mulk Raj Anand, Coolie. May Fair Books Ltd, 1962, pp. 216, 162, 14.

⁵ Cf. dazu: Als wär die Freiheit wie ein Stein gefallen, Hindilyrik der Gegenwart. Herausgegeben und übersetzt von Lothar Lutze, Horst Erdmann Verlag, Tübingen—Basel, 1968, 104 pp.

⁶ Nirad C. Chaudhuri, The Intellectual In India. Tracts for the Times: One, Vir Publishing House, New Delhi-5, 1967, 80 pp.

⁷ Offenbar war auch „The Intellectual in India“ nicht für die Veröffentlichung in Indien bestimmt. Wir wünschen dem Autor trotzdem damit einen kommerziellen Erfolg.

purpose“, der flinken Publikation in Großbritannien oder Amerika, „because Western publishers are very shy of authentic India“, aber es ergebe meist schlampige und unechte Bücher und gehöre sich nicht für einen indischen Patrioten. Zu vermeiden gelte es „just plain workaday English“ wie auch „the fashionable jargon of today“; man bemächtige sich des „neutral style“ und lasse äußerste Strenge walten: „As a rule, I remove all words which have not been good English for at least two hundred years. As I have found from experience, this pays.“ Und beileibe keine Verstöße gegen Grammatik und Idiomatik! „This is very important, because the English reader and publisher will not regard any slips we Indians make as **slips**, but as evidence of our ignorance of the basic elements of their language. As I say to my English friends when they express surprise at my meticulousness, ‚But if I make mistakes you will say that the nigger does not know English.‘“

So what, möchte man hinzufügen und erinnert sich des unbekümmerten Umgangs gewisser Afrikaner mit dem Englischen (und anderen europäischen Sprachen) und seiner schöpferischen Ergebnisse.

Dem IE-Jungliteraten, der sich im Konkurrenzkampf mit den „natural writers of English“ behaupten will, rät Erfolgsautor Chaudhuri schließlich zur Wahrhaftigkeit: „So I would give the last advice that write⁸ on such things on which you feel deeply and sincerely. The greatest weakness of the Indian writer of English, as I see the matter, lies here: he is not sincere enough.“

Chaudhuri, das war uns von mehreren Begegnungen auf literarischen Konferenzen her bekannt, versteht und überschätzt sich als enfant terrible des indischen Literaturbetriebs; sicher hat er (hoffen wir) auch keine künstlerischen Ambitionen. Dennoch meinten wir, es sei gerechtfertigt, ihm hier soviel Platz einzuräumen, denn auch dort in der IEL, wo seine Stilrezepte nicht mehr gelten mögen, verdirbt einem, wenn auch meist zwischen den Zeilen und ins Positive verkehrt, dieses ‚But if I make mistakes‘ nicht selten das Vergnügen an der Lektüre.

„Today was Wednesday and an auspicious one. But there were neither square-shouldered young men nor virgins with new ear-rings and downcast almond eyes looking with trepidation and longing at the grim slopes and the remote, taunting fruit. Today was the day of a different benediction, superior and also more prosaic . . . The women stood on the left side at two-hundred-foot intervals, their care-lined faces freshened with expectancy, hopefully erect, the hips unconsciously arched with the grace of those not too far from the jungle. The men lined the other side, spindle-shanked and bent-backed, dressed in a varied array of festive motley that contrasted bizarrely with their wives' plain but harmonious saris . . . At the top of the incline Guruswami sported his top-hat, and the emaciated figure of Murugesan stood eerily in the athletic underwear which he had purloined from a bacchanalian Englishman in a thicket.“⁹

Jemand, der lange im Westen war, zeigt, was er kann. Da wird alliteriert und assoziiert, da werden die obligaten Exotika geliefert: der ausgemergelte Körper, die Spindelbeine, Jungfrauen, die mit niedergeschlagenen Mandelaugen in die Ferne schauen – bis am Ende der Leser, ähnlich wie jener bacchantische Engländer, im Dickicht der Attribute und Adverbien hängenbleibt. Was als ein Stück poetischer Prosa gedacht war, ist zum Musterbeispiel stilistischer Überbelastung geworden; aus künstlerischer Intention entstand nur Künstliches; sprachliche Perfektion förderte das artistische Debakel.

⁸ Sprachliche Interferenz aus dem Bengali, Chaudhuris Muttersprache.

⁹ Balachandra Rajan, *Too Long in the West*. Heinemann, London etc., 1961, pp. 5–6.

Der Beobachtung, daß sich in seinen Romanen der Autor (und damit auch der Leser) dieser Perfektion offenbar ständig bewußt bleibe, stimmte Balachandra Rajan¹⁰ etwas müde und resigniert zu: Ja, die Sprache „may be too deliberate“. Und auf englisch schreibe er, weil er diese Sprache eben am besten beherrsche.

Für einen echten Realismus ist das kein Boden. Kamala Markandayas „Nectar in a Sieve“ (1954) ist als realistischer Dorfroman gemeint. Sie läßt die Dörflerin Rukmini ihr Leben erzählen. Aber die Metamorphose der Autorin in ihre Heldin findet nicht statt, Sprache und Metaphorik bleiben büchern. Der Roman ‚idealisiert‘ das Landleben nicht, wie Frau Derrett es behutsam formuliert (p. 24), er verfälscht es. Hier lohnte ein Vergleich etwa mit den Hindi-Dorfromanen Phanisvarnath Renu.

Unter den IE-Romanautoren ist Raja Rao mit seinen Stilexperimenten vielleicht der konsequenteste. Ähnlich wie zu Beginn des Jahrhunderts der Ire John Millington Synge versucht er, „to adapt in English the idiom, the rhythm, the tone, the total distinctness of vernacular (in his context, Kannada) speech“¹¹. Rao setzt also bewußt Projektionen aus seiner Muttersprache ins Englische ein¹², um künstlerische Wirkung zu erzielen. Das sei, „as though one sees a familiar landscape through coloured glasses“.

Mit seiner Kunstsprache macht er es sich und seinen Lesern nicht leicht. „One has to convey in a language that is not one's own the spirit that is one's own“, erklärt er in seinem Vorwort zu „Kanthapura“ (1938). „One has to convey the various shades and omissions of a certain thought-movement that looks maltreated in an alien language. I use the word ‚alien‘, yet English is not really an alien language to us. It is the language of our intellectual make-up — like Sanskrit or Persian was before — but not of our emotional make-up.“

Den nach langer Pause (1960) erschienenen Roman „The Serpent and the Rope“ lobte die **Sunday Times** als „a magnificent guide to India“; dem Rezensenten der **Times** schien es, „as if the wisdom of Sanskrit had been done into storybook form“, der Stil sei „utterly beautiful“. „Lord“, ruft Raos Ich-Erzähler Rama, im Begriff, England zu verlassen, aus, „would that I could make the moment stay, and make the world England.“

Vielleicht war die englische Kritik davon beeindruckt, daß der Autor unter vielem anderen auch seinen Wordsworth gelesen hatte:

„her hair was so long, she needed a comb wherever she went, did Madeleine“;
 „and the trees, made hollow with the winds, rolled a lamentation that all the forest could hear. So much virtue had never walked that jungle path before“;
 „She seemed, did Savithri, so innocent and true and free“;

oder von Manierismen wie dem herausgestellten Subjekt (‚did Madeleine‘, ‚did Savithri‘) oder dem beschwörend klingenden ‚be‘ in

„And I knew: all brides be Benares born“;
 „I am the eldest of seven sisters, and I be Princess of Avanti, banished by a cruel father, and they wed each other“;

¹⁰ In einem Gespräch Anfang der sechziger Jahre. Rajan, Miltonspezialist von internationalem Ansehen, war damals noch Anglist an der Universität Delhi.

¹¹ Iyengar, loc. cit., pp. 302–320.

¹² Zu sprachlichen Projektionen cf. Lothar Lutze, Linguistic Prospects of the Emergence of an Internal Contact Language for India. South Asian Studies IV, New Delhi, 1968, pp. 25–42.

„And she calls me, does the doe . . . for the evening be come and the tigers have not yet left their lairs . . . ,Son, sit here‘, and he sits, does he, the Lama“;

oder von kulturhistorischen Informationen wie

„Ravana, the Kind of Lanka, in our great epic the Ramayana, was compared by Mahatma Gandhi, who read the poem every day, to the British Government of his time“;

vielleicht von östlicher Spruchweisheit im Stil von

„How man can disappoint a woman, how with a look or by an absence kill the very root of a woman's flowered awaiting“;

„Only the dead in battle ever die a true death. All of them die for a purpose, and they have a right to a permanent cross“;

„For Man and Happiness, these be One“;

„For woman pain and continuance be one, and for man death and joy are one“;

„C'est la carte d'identité de l'homme‘, I said, not to prove my knowledge of French, but to give my statement the aphoristic value which the French language offers“;

„The sorrow of woman be indeed the barrenness of man“;

oder von philosophisch gemeinten Abstraktionen („the wisdom of Sanskrit“) wie

„God is, and goodness is part of that is-ness“;

„Truth is withdrawnness“;

„Is the Manhood of the man different from the Georgeshood of Georges?“

Das sind Weisheiten, die man besser nicht zu Ende denkt, die auch nicht unbedingt dafür bestimmt sind. Rama, wie auch sein Autor, „was born a Brahmin“, so versichert er uns am Anfang des Romans wohl selbstironisch, und hinter seinem intellektuellen Gebaren verbirgt sich eine Vorliebe für den transmentalen Sprachfluß, in dem es auf Fakten nicht ankommt¹³, der im Grunde keine Fragen duldet und den zu unterbrechen Sakrileg ist. Wer sich, wie wir, diesem Anspruch nicht zu unterwerfen vermag, hat es schwer mit diesem Buch. Denn was dann übrigbleibt, ist eine Geschmacksfrage.

Man verstehe diese kritischen Notizen als Reaktion auf die bisher weitgehend unkritische Aufnahme des Romans. Gelobt worden ist er genug, ja, über die Maßen; es ist nun an der Zeit, ihn literarisch für voll zu nehmen. Um überhaupt berücksichtigt zu werden, müsse das Werk des IE-Autors „stand above the average turned out by British authors of average merit“, behauptet Chaudhuri¹⁴. Uns scheint, das Gegenteil trifft zu. Gerade englische Kritiker (wenn nicht die Verleger) neigen zu Nachsicht und zweierlei Maß zugunsten überseeischer Autoren (cf. Derrett, pp. 147–148); manchmal scheint ein Oberlehrer einen mittelmäßig begabten Lieblingsschüler zu beurteilen.

Die persönliche Tragik des IE-Autors wird von den meisten seiner Kritiker, auch von Frau Derrett, entweder nicht gesehen oder verschwiegen. Eine Ausnahme macht C. L. Nahal, der anlässlich einer Besprechung von Khushwant Singhs „I Shall not Hear the Nightingale“ und Manohar Malgonkars „Combat of Shadows“¹⁵ von „this

¹³ So ist die Rede von „Napoleon . . . as he came back from St Helena before his Hundred Days of Glory“. Raja Rao, *The Serpent and the Rope*. John Murray, London, 1960, p. 125. Die vorher angeführten Textstellen sind auf pp. 205; 96, 121, 123; 52, 122, 161; 185; 61, 69, 101, 158, 191, 238; 113, 113, 115; 7.

¹⁴ Chaudhuri, loc. cit., p. 74.

¹⁵ C. L. Nahal, *Tragedy of the Indo-Anglian writer*. *Hindustan Times Weekly*, 18–11–1962, p. 3.

vast tragedy of scattered sensibility“ spricht, die darin bestehe, daß der IE-Autor „knows his emotional roots are not in English, and yet, because of his upbringing and training, he cannot do his work in any Indian language“. Um diese ‚Unzulänglichkeit‘ zu überspielen, „he is either constantly explaining himself, or he tends to become too smart and clever and is constantly showing off . . . No Indian can write novels in English without feeling uneasy all the while“.

Sprachliche Heimatlosigkeit, deren Folge dieses ständige Gefühl der Unsicherheit ist, ist auch die Ursache quälender Identitätszweifel. Das ist mehr als ein literarisches Problem. Die Verfasserin der folgenden Briefstelle (1964, deutsches Original) ist in den vierziger Jahren geboren und hat englischsprachige Schul- und Collegebildung. Die Äußerung ist privat, daher fehlt die Pose.

„Aber unsere Generation wird niemals eine ‚Muttersprache‘ haben. Wir müssen Hindi als Fremdsprache studieren, Englisch sprechen wir am besten, aber haben keinen Kontakt mehr. Also was bleibt übrig? Ich spreche vier Fremdsprachen und habe keine Muttersprache. Ich glaube, ich muß in England leben, so daß mein Englisch mindestens erhalten bleibt! Deutsch, Französisch, Hindi, werde ich ja doch niemals so gut können wie Englisch . . . Was sollen wir aber tun? Ich wollte, ich hätte eine Muttersprache . . . Es ist wirklich deprimierend – ich komme mir vor wie ein Papagei. Immer alles sagen, wie andere Leute es machen, wie die Engländer, wie die Deutschen, wie die Franzosen. Und auf Hindustani kann ich auch nicht mehr als ein Papagei sein – ich kann es nicht; ich gehöre nicht dorthin. Das ist ja schon die uralte Frage: Who am I? Die Antwort in diesem Falle: ‚Bastard of the British rule in India.‘ What a thing to be!!“

Macaulays Saat ist aufgegangen, wie man sieht. Den verhängnisvollen Satz aus seiner Denkschrift vom 2. Februar 1835 („ . . . the encouragement of the learned natives of India to form a class of persons Indian in blood and colour but English in tastes, in opinions, in morals and in intellect“) versieht Frau Derrett mit der Bemerkung, Raja Rammohun Roys Leben und Schriften „encouraged such hopes“; S. Radhakrishnans „His voice became an echo, his life a quotation, his soul a brain, and his free spirit a slave to things“ wird zum historisierenden Bonmot (p. 16).

Auf die Frage nach den Werken Raja Raos legte man uns in einer führenden Buchhandlung Delhis ein für Universitätskurse vorgeschriebenes Geschichtslehrbuch vor: sein Verfasser hieß Rao. Der Autor von „Kanthapura“ und „The Serpent and the Rope“ war hier unbekannt.

Die gesellschaftliche Isolation des IE-Literaten, für die dieser Vorfall bezeichnend ist und die er in einer Art Trotzreaktion oft noch fördert, ist eine weitere Konsequenz seiner sprachlichen Isolation. Die Frage nach der Rolle der Literatur überhaupt und der eines ‚Entwicklungslandes‘ im besonderen sollte hier noch einmal gestellt werden. Betrachtet man Literatur nämlich als Kommunikations-, d. h. gesellschaftlichen Vorgang, erscheint diese (Selbst-)Isolation noch bedenklicher. Schreiben als Selbstrealisation des Autors allein (Benns ‚Monolog‘) reicht dann nicht mehr aus; gerade von den Literaturen der sich neu formierenden Nationen wird neben Wahrhaftigkeit und Qualität noch gesellschaftliche Relevanz gefordert werden müssen, genauer: ein schöpferischer Beitrag zur Sprach- und damit zur Bewußtseinsbildung dieser Nationen. Daß dieser Beitrag nur in der mit dem Autor und seiner Leserschaft gemeinsamen Muttersprache geleistet werden kann, versteht sich von selbst; auch um wirklich schöpferisch zu sein, bedarf der Autor der Muttersprache. Die Beharrlichkeit, mit der an diesem Punkt auf weltliterarisch bedeutende Ausnahmen hingewiesen wird, befriedigt uns nicht. Bei allem Respekt vor den Leistungen der IEL fällt es

schwer, zu glauben, sie werde von einem Kollektiv von Joseph Conrads getragen; außerdem war Conrad Emigrant.

Daß „Krishna Vaid who is deliberately writing in Hindi and then translating his novels into English . . . believes that true creation can only exist in the mother tongue“, ist Frau Derrett bekannt (p. 19), doch scheint sie seine Überzeugung nicht zu teilen. Mit ihrer Inkonsequenz ist sie nicht allein. Am Ende seines Buches über den indischen Intellektuellen – zutreffender wäre: den englischsprechenden indischen Intellektuellen – sieht Edward Shils eine mögliche Lösung von dessen Problemen „in the emergence of traditions and institutions which foster individuality and creativity“. Die ersehnte Synthese von Tradition und Modernität werde dann, in der Literatur, aus „ardent exertions . . . to write poems and novels about what one sees with one's own imagination“ von selbst entstehen. Zwei Seiten vorher glaubt er, die englische Sprache sei für Indien zwar „not an unqualified blessing but, in so far as it is a blessing, it is a great one“¹⁶.

Die individuelle Tragödie des IE-Autors, wenn man sie als solche erkennt und anerkennt, war nicht in jedem Fall unvermeidbar. Viele indische Literaten standen an irgendeinem Punkt ihrer Karriere vor der echten und schweren Entscheidung zwischen relativer Obskurität in einer Regionalliteratur und der wenn auch noch so vagen Aussicht, ihren exotischen Beitrag zur englischsprachigen Weltliteratur zu liefern, mit ihren wirtschaftlichen Konsequenzen. Von diesen Autoren entschieden sich nicht alle fürs Englische.

„Ich meinerseits habe mich vor vielen Jahren entschieden: trotz der Behinderungen einerseits und der mir gebotenen Möglichkeiten andererseits habe ich meine Stimme und mein Inneres nur durch meine Sprache gefunden. Ich habe diese Entscheidung nie bereut. Aber diese persönliche Rettung, abgesehen davon, daß sie in sich selbst nicht genügend ist, läßt die Frage der allgemeinen Inartikuliertheit unberührt . . . Ich wiederhole mich, aber die Tatsache verträgt eine Wiederholung, daß **Indien keine Literatur haben kann** – ich meine eine große Literatur, eine Literatur, in der der indische Geist seinen Ausdruck findet – **außer in einer indischen Sprache** . . . Die Hoffnung, ohne weiteres auf der ganzen Welt gelesen zu werden, ist zweifellos verlockend, und es wäre eine großartige Sache, plötzlich in eine weltweite literarische Bruderschaft aufgenommen zu werden. Aber (selbst wenn man für einen Augenblick außer acht läßt, daß es außer der englischen noch andere Literaturen in der Welt gibt), es kann keine Brüder ‚zweiter Klasse‘ geben: es wäre besser, ehrlich der Wahrheit ins Gesicht zu sehen, daß man nur ein armer Verwandter ist.“¹⁷

II.

M. E. Derretts Buch gab zu denken, dafür sind wir ihr dankbar. Doch nun gilt es, noch ein wenig vor der eigenen Tür zu kehren. „Wir Deutschen haben leider keine

¹⁶ Edward Shils, *The Intellectual between Tradition and Modernity: the Indian Situation. Comparative Studies in Society and History, Supplement I*, Mouton & Co, The Hague, 1961, pp. 119, 117. Cf. auch Edward A. Shils, *Die Rolle der Intellektuellen in der politischen Entwicklung der neuen Staaten*, in: Gottfried Eisermann, Herausg., *Soziologie der Entwicklungsländer*. W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart etc., 1968, pp. 106–130.

¹⁷ Sachchidananda Vatsyayan, *Sprache und Literatur*. (Auszug aus der) Rede vor dem 5. Gesamtindischen Schriftstellerkongreß, gehalten auf Englisch in Udyogamandal/Kerala am 27. Dezember 1965, *Indo Asia*, Heft 3, Juli 1966, pp. 232–237 (Übersetzung von L. Lutze/B. Vollmer). Cf. auch S. H. Vatsyayan, *language and identity. Dialogue '68*, Max Mueller Bhavan/South Asia Institute, New Delhi, 1968, pp. 25–33.

Tradition in der Bearbeitung der modernen indischen Literatur“; diese Tatsache wird uns in

Walter Ruben, *Indische Romane, Eine ideologische Untersuchung*. Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Institut für Orientforschung, Veröffentlichung Nr. 60, Akademie-Verlag, Berlin; Band I, 1964, 308 pp.; Band II, 1967, 353 pp.; Band III, 1967, 286 pp. nicht nur auf p. I. 1 bestätigt.

Band I behandelt „Einige Romane Bankim Chatterjees und Rabindranath Tagores“, Band II „Probleme der Liebe und des Freiheitskampfes in indischen Romanen aus den Jahren 1937–1961“, Band III (ohne besonderen Titel) „Romane über gesellschaftliche Typen“ (p. III. 1). Angesichts von fast 950 vorliegenden Druckseiten ist man dem Autor auch hier für die Begrenzung des Themas auf den neueren Roman dankbar; daß aber unter der Überschrift ‚Indische Romane‘, noch dazu in einer ‚ideologischen Untersuchung‘, die IE-Romanliteratur bei weitem die Mehrzahl der besprochenen Werke stellt, wird weder der Literaturwissenschaftler noch der Soziologe noch der Sozialist gutheißen dürfen. Ruben selbst bedauert die „Unfähigkeit des Verfassers, die nationalsprachige Literatur zu lesen“, wiederholt (pp. I. 3, 21); erfährt man außerdem, daß die meisten der behandelten Romane 1957 gelegentlich einer Indienreise erworben wurden („Wir behaupten ja auch keineswegs, daß uns die besten Romane zur Verfügung gestanden haben“, p. I. 2), so fragt man sich, warum der Verfasser nicht – notfalls auf Kosten der Seitenzahl – mehr Zeit und Mühe für die Auswahl repräsentativeren Materials abgezweigt hat. Der Umgang mit indischer Gegenwartsliteratur, gleich, in welcher Sprache, ist eben keine Freizeitbeschäftigung für die traditionelle Indologie mehr.

Die indische regionalsprachige Romanliteratur ist durch acht Hindi- bzw. Urduromane vertreten, die zwischen 1936 und 1958 erschienen; die Autoren sind Prem Chand (1), Jainendra Kumar (1), U. Ashk (1), Yashpal (1), Krishan Chandar (2), Nagarjun (1), Sivnarayan Srivastav (1). Die Behandlung der in der Originalsprache vorliegenden Werke ist an eine Mitarbeiterin delegiert.

Es werden Themen gestellt, wie man das sonst nur Abiturienten antut, man leitet ein und über, blickt zurück, geht (in Band III) auf Typensuche, hängt an, trägt nach; und vor allem wird verglichen, immer wieder verglichen, Jainendra Kumar mit L. Tolstoi (pp. I. 243–250), Prem Chand mit Mulk Raj Anand (pp. III. 39–42), Krishan Chandar mit D. C. Home (pp. III. 132–139) – freilich: „Das Vergleichen kann ohne Ende fortgeführt werden“ (p. III. 264). Was aber soll's?

Auch darauf findet der Verfasser eine Antwort. „Ein derartiges grundsätzliches historisches Vergleichen hilft uns bei dem Versuch einer Periodisierung der modernen indischen Literatur“, und ‚Periodisierung‘ heißt bei ihm: „die indischen Analoga zu unserer Aufklärung, Romantik, unserem Realismus, Naturalismus usw.“ suchen (p. I. 8). Er findet dann auch z. B. ‚gewisse Ansätze eines sozialistischen Realismus‘ ab 1947 (p. I. 10), dabei hätte er dem p. I. 269 zitierten Manifest der Progressivisten vom April 1936 entnehmen können, daß der Progressivismus, der seinen Vorstellungen von sozialistischem Realismus am nächsten kommen dürfte, um einiges älter ist; im Grunde hatte diese Bewegung Ende der vierziger Jahre ihren Impetus bereits verloren.

Doch das sind Einzelheiten. Wichtiger sind die grundlegenden Erkenntnisse, zu denen der Literarhistoriker Ruben mit seiner Methode gelangt. „Die indische Ent-

wicklung war und ist hinter der deutschen zurück“ (‚Wettlauftheorie‘; p. I. 6), aber „es zeigt sich, daß die indische Gesellschaft und die indische Dichtung sich nach denselben Gesetzen entwickeln wie die unsere, nur freilich in indischem Gewande“ (‚Verkleidungstheorie‘; p. I. 19)¹⁸. Wieder einmal ist der Westen Maß aller Dinge.

Dabei fehlt es nicht an guten Vorsätzen. Das Problem sei, „das eigentlich Indische in der indischen Literatur herauszuschälen“ (p. I. 12), und: „Der Kolonialist wird auf die Betonung der Abhängigkeit Bankims von Scott Wert legen, der fortschrittliche Freund Indiens aber mehr auf Indiens eigene Entwicklung“ (p. I. 9). Doch dieser Freundschaftsbeweis bleibt aus.

Wenden wir uns dem Literatursoziologen Ruben zu. „Will man die heutige Lage Indiens, die erreichte Stufe seiner Entwicklung kennenlernen, so ist ein Weg dazu die Analyse der modernen indischen Literatur“, erklärt er in der Vorbemerkung (p. I. IX). Auch wir meinen, daß sich gesellschaftliche und literarische Analyse gegenseitig ergänzen können, abhängig davon, was man unter ‚Analyse‘ versteht. Was die literarische Analyse betrifft, so erschöpft sie sich nicht nur bei Ruben in schulmäßigen Inhaltsangaben und Charakterisierungen¹⁹. Es wird immer wieder übersehen, daß künstlerische Literatur für den Soziologen nicht, wie etwa statistisches Material, direkte, sondern nur indirekte Dokumentation gesellschaftlicher Erscheinungen sein kann. Das bedeutet, daß auch die soziologische Leseweise, die eine von mehreren möglichen ist, die stilistische Verschlüsselung des Textes berücksichtigen muß, wenn sie Fehlinterpretationen vermeiden will. Obwohl die marxistische Ästhetik längst anerkannt hat, daß die Kunstrezeption „nicht nur einfache Konsumtion von Informationen“ ist, sondern ein Kunstwerk aufnehmen „seine spezifische Sprache verstehen“ heißt²⁰, ist für Ruben „die Frage der Sprache und der Darstellungsart nicht von wesentlicher Bedeutung“ (p. I. 21); doch damit, daß er sich beim Umgang mit Literatur auf „Probleme der Ideologie“ beschränkt, entstellt er diese. Seine Art von ‚Analyse‘ erlaubt dann u. a. die nichtssagende Feststellung, „daß zwischen englisch und indisch geschriebenen Romanen kein wesentlicher inhaltlicher Unterschied zu bestehen braucht“ (p. I. 3).

Doch halt: „Vom ideologischen Gehalt ist die ästhetische Form selbstverständlich nicht zu trennen. Es wäre notwendig, darauf einzugehen, wie die Dichter ihren Ideengehalt in die passende Form gebracht haben. Dies darzulegen, wäre Sache eines spezialisierten Literaturkritikers“ (p. I. 5). Wir fragen uns, was Ruben selbst in dieser Arbeit eigentlich ist.

Bleibt die Ideologie. Der Verfasser nimmt sich vor, „die Stellung des Dichters und seines jeweiligen Werkes daraufhin zu beurteilen, ob er oder es dem Fortschritt dient oder nicht“ (p. I. 14). Man benedict ihn zunächst um die Plausibilität seiner Bewertungsgrundlage, aber Rubens Fortschrittlichkeit ist bei näherem Hinsehen

¹⁸ Cf. dagegen den Ansatz zu einer ‚Zyklentheorie‘, „according to which the literatures of different cultures change in independent time-cycles, with extreme realism (or ‚direct‘ style) and extreme formalism (or ‚indirect‘ style) diagonally opposed“, in: Lothar Lutze, *Modernity in Literature. Thought*, XIX. 25, Delhi, 24-6-1967, pp. 15–16.

¹⁹ Cf. Ute Glockner, *Literatursoziologische Untersuchung des Thailändischen Romans im XX. Jahrhundert*. Dissertationsreihe des Südasiens-Instituts der Universität Heidelberg, Nr. 1, Freiburg 1967, 285 pp.

²⁰ Horst Oswald, *Literatur, Kritik und Leser, Eine literatursoziologische Untersuchung*. Dietz Verlag, Berlin, 1969, p. 23.

zwar ein sozialistisches, doch eben auch ein westliches Konzept. Seine praktische Anwendung führt dann etwa zu folgender Abrechnung mit Bankim Chandra Chatterjee:

„Im ‚Giftbaum‘ (1873) läßt der Dichter zunächst die Leidenschaft über die Tugend siegen und den Helden zum Bigamist (sic.) werden, dies aber sofort bereuen. Daß er damit gegen die Bigamie auftrat, war fortschrittlich, daß er die zweite Frau aber eine junge Witwe sein ließ und damit die Witwenheirat ablehnte, war rückschrittlich“ (pp. I. 3–4).

Die ideologische Untersuchung, die uns im Titel versprochen wurde, entpuppt sich als primitive Schulmeisterei. Besonders ärgerlich wird das, wenn der Verfasser an R. K. Narayan gerät:

„Der ‚Guide‘ behandelt ein untypisches kleinbürgerliches Einzelschicksal. Mag es auch viele unwissende Reiseführer und viele gaunerhafte Manager von Künstlerinnen geben, so ist doch die Flucht in Askese und die Bekehrung bei solchem Zauber und Fasten ein Sonderfall, und zwar ein nicht gerade überzeugend dargestellter... Dies ist ein sehr konservativer, ruhesüchtiger, typisch kleinbürgerlicher ‚Entwicklungsroman‘... So kann man urteilen, daß der kleinbürgerlich-widerspruchsvolle Roman nicht zu den Werken des kritischen Realismus gehört und keine gesellschaftswissenschaftliche Bildung oder Menschenliebe verrät. Er hilft dem Leser nicht, einen Ausweg aus der gesellschaftsbedingten Not zu finden, die in diesem wie in allen Romanen Narayans (sic.) allerdings in Einzelheiten amüsant kritisiert wird“ (pp. III. 154–155).

Das ist dürrtig, hausbacken, humorlos. Der Sinn für Spiel und Ironie, so wichtig zum Verständnis R. K. Narayans, geht dem Verfasser völlig ab. Mit dem der europäischen Literaturgeschichte entlehnten Begriff des ‚Entwicklungsromans‘ kommt man dem ‚Guide‘ nicht bei, denn nicht um eine Entwicklung geht es hier, sondern um eine Wandlung, und zwar eine Wandlung wider Willen. Ruben hat uns ein perfektes Beispiel für eine verfehlte Leseweise geliefert.

Bei aller Anspruchslosigkeit hat dagegen, gerade im Fall R. K. Narayans, Dieter Riemenschneider in

Der englischsprachige Roman Indiens. Lektoren-Forum 2 (Indien), DAAD, Bad Godesberg, September 1968, pp. 41–49

eine glücklichere Hand. Nur an einem Punkt ist seine Bescheidenheit falsch: er sollte endlich auch Stilfragen in seine Arbeiten einbeziehen und sich vor einer bloßen Ideenphilologie älteren Stils hüten²¹. Auch die IEL ist zunächst einmal Text, vor allem, wenn man wie Riemenschneider erwartet, „daß eine gründliche Analyse“ der wichtigeren IE-Romane „dem nichtindischen Leser ein lebendiges Bild von Indien vermitteln kann, als so manche erschöpfende, abstrakte Analyse“ (p. 49). Freilich müssen wir uns auch hier fragen, worin sich seine ‚gründliche Analyse‘ von einer ‚erschöpfenden, abstrakten Analyse‘ unterscheiden wird; doch ist bei ihm die IEL jedenfalls nicht überfordert. Zu begrüßen ist, daß er konsequent auf dilettantische Verweise auf die Regionalliteraturen verzichtet und die IEL als eine Literatur ansieht, die in sich ruht. Diese Selbstbeschränkung trägt dann auch Früchte, besonders gegen Ende seines Aufsatzes (p. 48), wenn er sich mit Narayans „Guide“ beschäftigt.

²¹ Cf. auch Dieter Riemenschneider, *An Ideal of Man in Anand's Novels*. Kutub-Popular, Bombay, o. J., 25 pp. (Reprint from *Indian Literature*, Sahitya Akademi, New Delhi, January–March 1967).

„The Guide“ ist mehr als der Titel eines Romans. Vielleicht ist Malgudi überhaupt die „Region“ des IE-Romans: eine imaginäre Kleinstadt mit Show (tamasa) und Rummel (mela), „die Bühne einer wandernden Schauspielergruppe, die sich überall schnell errichten und abbauen läßt“; vielleicht ist Raju die Schlüsselfigur im Rollenspiel: Eulenspiegel-Krull als Fremdenführer, aber auch als Kuli (Anand), als Brahmane (Rao)²². Auch das ist „Indianness“, vergessen wir's nicht: charmant und amüsant in dem Versuch, die Welt ein wenig zum Narren zu halten.

²² Cf. Iyengar, loc. cit., p. 319, über „The Serpent and the Rope“: „Raja Rao's novel is almost an **olla podrida** of cultural odds and ends; a conference of scholars, eccentrics and Vedantins; a non-stop philosophical seminar; a ventriloquist's show — or whatever else you please.“